



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Und mit schnellen Schritten betrat sie durch das Pfortchen hinter dem Zollhause die Stadt, in deren engen Gassen schon völlige Dunkelheit herrschte. Als sie auf den Markt einbog, kam gerade ihr Vater, der Küfermeister Meßler, aus der Trinkstube und ging nebenan in seine Behausung, ein stattliches Gebäude, das dem adlichen Fräuleinstift Marienberg als Kellnerei und Kelterhaus diente und den Namen Nebenstod führte.

Regina mußte gute Gründe haben, ein Zusammentreffen mit dem Vater zu vermeiden. Sie wartete eine Weile, bis er in dem breiten, mit Steinplatten belegten Hausflur verschwunden war, und schlüpfte dann geräuschlos und behende wie eine Katze in das Haus und über die steile Holzstiege in ihre Kammer.

Am dem ewigen Lämpchen, das nicht viel heller als ein Glühwürmchen über der Tür vor dem Bilde der schmerzreichen Gottesmutter brannte, entzündete sie ein Licht, riegelte die Tür ab, holte den Stein hervor und faltete das Papier auseinander. Dann setzte sie sich auf ihr Bett und las:

Herzinniglichen und treuen Gruß zuvor. Ist uns durch Gottes gnädige und wunderbare Fügung kund worden, daß von Wesel zween Ochsen gebracht werden. Es bringt sie Simon von Bacharach, der Jude, also daß sie am Sankt Vitustag zu Salzig sind. Bei Nacht sollen sie dann in die Burg geschafft werden. Wenn die Städtischen sie wegnehmen, müssen wir gewißlich Hungers sterben. Trage deshalb Sorge, daß der Leinpfad um die zweite Nachtwache frei ist. Sieh zu, wie du es fertig bringst, bist ja ein kluges Jüngferlein und wirfst schon Rat schaffen. Der, den du kennst.

Wenn das Schreiben auch keine Unterschrift aufwies, viel weniger noch ein Sigill, so war es doch ein erfreuliches Dokument für die Tatsache, daß die Beziehungen zwischen Kurtrier und Boppard wenigstens an einer Stelle noch nicht gänzlich abgebrochen worden waren, und daß es noch zwei Menschen gab, die ein rein menschliches Interesse daran hatten, daß die bösen Händel endlich ein Ende nahmen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel. (Kaiser Wilhelms Reise nach Wien. Einiges über den Dreibund. Die Morning Post über die Bagdadbahn.)

Wenn je ein privater fürstlicher Besuch gute politische Folgen gehabt hat, so war es der Besuch Kaiser Wilhelms in Wien. Leider muß man hinzufügen, daß selten die Kurzsichtigkeiten der Presse durch die Ereignisse so schlagend widerlegt worden sind wie in diesem Falle. Wie unfreundlich nahm die ungarische Presse die Ankündigung dieses Kaiserbesuchs auf, wie zurückhaltend die österreichische, wie viele Unkenrufe wurden in deutschen Blättern noch an dem Tage laut, wo der Kaiser die Fahrt nach Wien antrat! Auch die an einzelnen Stellen in Wien aufgetauchte Besorgnis, daß die persönliche Inanspruchnahme des Kaisers Franz Joseph durch seinen Gast ungünstig und ermüdend auf den hochbetagten Monarchen einwirken könne, hat sich nicht bewahrheitet. Es ist im Gegenteil für den in den letzten Monaten durch Regierungssorgen so sehr in Anspruch genommenen Kaiser Franz Joseph eine erfreuliche Unterbrechung dieses Zustandes, eine geistige Erfrischung gewesen, mit dem ihm verbündeten und ihm auch persönlich so nahe stehenden Nachbar, der mit Verehrung und Sympathie zu ihm aufschaut, einen vertraulichen Gedankenaustausch von Fürst zu Fürst pflegen zu können. Hat sich doch auch der ungarische Ministerpräsident dahin ausgesprochen, „daß diese Auffrischung dem alten Herrn zu gönnen gewesen sei“. Intriguen aller Art hatten seit Jahresfrist und länger in Ungarn allerlei unberechtigte Verstimmung gegen Deutschland,

besonders gegen den Deutschen Kaiser angehäuft, diese Verstimmung hatte in der Presse einen deutlichen Ausdruck gefunden. Kaiser Wilhelm hat persönlich in einer Weise, für die die Ungarn volles Verständnis und volles Empfinden haben, die Verstimmung nicht nur beseitigt, sondern in ihr Gegenteil gewandelt, und auch die Österreicher aller Nationalitäten haben sich überzeugt, daß der Deutsche Kaiser durchaus nicht nach Wien gekommen ist in der Absicht, die Politik der habsburgischen Monarchie an den Wagen der deutschen zu ketten, oder hilfsbedürftig „den einzigen Freund“ aufzusuchen, um damit vor der Welt den Nachweis zu führen, daß Deutschland keineswegs isoliert sei. Dessen hat es wahrlich nicht bedurft.

Es ist ja leider nur allzu richtig und kaum befremdlich, daß das teils besorgte, teils hämische Geschwätz deutscher Zeitungen von der „Isolierung Deutschlands“ im Auslande Glauben gefunden hat und in der auswärtigen Presse mit Behagen weiter verbreitet worden ist. Hat doch noch in diesen jüngsten Tagen ein englisches Blatt die Kaiserfahrt nach Wien in einer Weise behandelt, als ob dem Deutschen Kaiser nichts weiter übrig geblieben sei, als im Büßergewande den Wiener Burghof aufzusuchen. Nein, die amtlichen Beziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn bedurften ebensowenig einer Klärung wie einer neuen Festigung, die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Herrschern schon ganz und gar nicht. Auch die Kommentare, die in der Presse an das Soluchowski-Telegramm geknüpft worden waren, sind schon aus dem Grunde durchaus hinfällig, weil die Ankündigung des Besuchs, zugleich mit dem Ausdruck des Dankes an den Kaiser Franz Joseph für die in Algéciras geleistete Unterstützung, dem Dankestelegramm an den Grafen Soluchowski selbstverständlich vorausgegangen war; dieses war gewissermaßen eine Folge des Depeschenwechsels zwischen beiden Monarchen. Gerade die Intimität der beiden Höfe und Kabinette erklärt es, daß Kaiser Wilhelm für seine Dankeskundgebung nicht den amtlichen Umweg durch die Botschaft wählte, sondern sich gleich selbst auf einem Depeschenformular zu dem ihm seit langen Jahren bekannten Minister aussprach, wie ihm ums Herz war.

Auch die Depesche an den König Viktor Emanuel ist von deutscher Seite ausgegangen. Kaiser Franz Joseph macht von dem Telegraphen einen weit seltneren Gebrauch; auch würde eine von seiner Seite gegebene Anregung leicht den Eindruck hervorgerufen haben, als wollte er die Bedeutung des deutschen Besuchs Italiens und dessen König gegenüber abschwächen. Einer Anregung von deutscher Seite konnte er dagegen um so lieber Folge leisten, als dadurch in Italien die Befürchtung beseitigt wurde, es könne in Wien irgendeine Verabredung zum Nachteil Italiens getroffen werden. Die deutsche Anregung ist äußerlich auch dadurch gekennzeichnet, daß Kaiser Franz Joseph, obwohl der ältere, seinem erlauchten Gaste den Vortritt in der Unterzeichnung des Telegramms überließ. Wäre die Anregung von österreichischer Seite ausgegangen, so würde Kaiser Franz Joseph auch zuerst unterzeichnet haben. König Viktor Emanuel hat dagegen folgerichtig seine Antwort an den Kaiser von Österreich als an den Wirt und den älteren Souverän adressiert. Es mußte ihm von besonderem Werte sein, durch die Unterschrift des Kaisers Franz Joseph die Beglaubigung zu erhalten, daß die Beziehungen zwischen Wien und Rom ungetrübt die alten seien, deren Herstellung es einst Italien ermöglicht hatte, den Anschluß an Deutschland in Wien zu suchen und bis jetzt aufrecht zu erhalten. Eine Adressierung der Antwort an Kaiser Wilhelm würde darum mit Recht in Wien einen ungünstigen Eindruck hervorgerufen haben. Ob der König dabei les deux Alliés oder mes deux Alliés telegraphiert hat, ist tatsächlich gleichgültig. Er könnte es nur im Sinne von mes geschrieben haben, das ergibt sich aus der ganzen Fassung seiner Antwort, die übrigens wohl ebenso wie die Wiener Depesche Wort für Wort sorgfältig abgewogen ist. Sie war darauf berechnet, in Wien zu befriedigen und in Paris nicht zu verletzen. In Rom war man sich wohl sofort darüber klar, daß das Wiener Telegramm den Kurs der Freundschaft Italiens in Paris bedeutend steigern mußte. Die beiden Kaiser haben damit Italien einen

sehr großen Dienst geleistet, den die amtlichen österreichisch-ungarischen Kundgebungen seitdem noch verstärkt haben.

Obwohl es nun keineswegs der erste Fall war, daß bei einer Begegnung zweier Dreibundherrscher des abwesenden dritten freundschaftlich gedacht worden war, hat doch dieser Depeschenwechsel dem Wiener Besuch Kaiser Wilhelms unstreitig eine weit über den Augenblick hinausreichende Bedeutung verliehen. Er hat die seit Algeciras wenigstens in den Augen der Öffentlichkeit etwas verschobne europäische Lage wieder zurechtgezogen. Nimmt man hinzu, daß Kaiser Franz Joseph in wenig Wochen voraussichtlich in Zischl den Besuch des Königs von England empfangen wird, so ist wohl auch die naheliegende Folgerung berechtigt, daß sich von der Wiener Zusammenkunft und der dortigen Betonung des Dreibundes auch ein Band nach Zischl hinüberziehen wird. Die freundliche Sprache, die das amtliche England neuerdings gegen Deutschland führt, wie das namentlich bei dem Besuch der deutschen Bürgermeister in London hervorgetreten ist, dürfte doch in den deutschen amtlichen Kreisen schwerlich ohne Echo bleiben, es ist nicht ausgeschlossen, daß schon bei den diesjährigen Herbstmanövern eine stärkere englische Vertretung von diesen gebesserten Beziehungen Zeugnis ablegt. Aber auch sonst fehlt es nicht an Anzeichen, daß bis im Herbst das Laub von den Bäumen fällt, dem Gejammer der deutschen Zeitungen und der Schadenfreude der auswärtigen über „die Isolierung Deutschlands“ jeder Boden entzogen sein wird.

Über die noch in weiter Ferne liegende russisch-englische Verständigung, und was sie im Falle ihres Zustandekommens praktisch bedeuten würde, haben wir uns im vorigen Hefte der Grenzboten ausgesprochen. Von dem englischen Flottenbesuch in Kronstadt, der nach der Prophezeiung einiger Blätter das Werk der Verständigung krönen sollte, ist es wieder still geworden. Es war auch schwerlich anzunehmen, daß den russischen Behörden in Petersburg und in Kronstadt angeichts der innern Lage und nach den Vorgängen bei der russischen Marine in Kronstadt der Besuch einer fremden Flotte hätte irgend genehm sein können; auch könnten die englischen Urlauber in den russischen Küstenstädten in recht unangenehme Situationen kommen. Ob in den obern britischen Marinekreisen die Absicht eines solchen Besuchs bestanden hat, mag dahingestellt bleiben, auf russischer Seite hätte schwerlich die Absicht bestehen können, einen solchen Besuch zu empfangen oder seinen Empfang wohlwollend zuzusagen. Nachdem die früher vor Kronstadt gelegne russische Ostseeflotte im Stillen Ozean vernichtet worden ist und Rußland einen Ersatz dafür noch nicht herzustellen vermocht hat, würde ein englischer Flottenbesuch doch im leeren Neste erfolgt sein und dadurch einen Beigeschmack erhalten haben, der schwerlich im Sinne einer Verständigung liegen konnte.

Alle diese Dinge machen sich, nahe besehen und unter die politische Lupe genommen, wesentlich anders als in den sensationellen Ankündigungen jener Presse, die ja auch schon den König von England nach Petersburg reisen ließ. Wenn nicht Dinge geschehn, die außerhalb jeder menschlichen Berechnung liegen, werden wir wenigstens den politischen Barometer in diesem Sommer langsam aber stetig steigen sehen. Wie sich die Wiener Begegnung selbst als ein aufklärendes und für die europäischen Verhältnisse wohlthätiges Ereignis erwiesen hat, darf man annehmen, daß sie als solches nicht vereinzelt bleiben wird. Als wohlthätig wirkendes Ereignis soll ohne Zweifel auch der bevorstehende Besuch einer Anzahl eingeladner deutscher Journalisten in England wirken, deren ein sehr freundlicher Empfang harrt. Die nächste Folge wird die sein, daß der großartige Eindruck, den jeder kontinentale Besucher Englands dort in sich aufnimmt, die Stimmung und Haltung der deutschen Presse beeinflussen und zu dem gegenseitigen Sichverstehn wesentlich beitragen wird. Dessen Mangel hat schon dazu geführt, daß England und Deutschland heute ebenso auf die Nordsee starren wie seit 1871 Deutschland und Frankreich auf die Vogesen.

Es ist das eigentümliche Schicksal des Dreibundes, zumal des deutsch-österreichischen Bündnisses, daß es gegen Gefahren geschlossen worden ist, die niemals

praktisch geworden sind, weil eben das Bündnis da war. Welche Wege die russische Politik eingeschlagen haben würde, wenn das Bündnis nicht abgeschlossen worden wäre oder sich nicht als dauerhaft erwiesen hätte — ist heute unübersehbar. Fast noch seltsamer aber ist, daß das russisch-französische Bündnis, das Bismarck vor-schwebte, als er angesichts russischer Drohungen nach Wien ging, zwar nach seinem Ausscheiden aus dem Dienste zur Tatsache wurde, aber gleich dem deutsch-österreichischen Bündnis oder dem Dreibunde ebenfalls nur eine theoretische, eine eventuelle Bedeutung gewonnen hat, von der heutigen Situation ganz abgesehen. Dem Kaiser Alexander dem Dritten war nach seiner ganzen politischen Denkungsweise die Allianz mit der Republik innerlich in hohem Grade zuwider; es war ihm ein tief und bitter empfundenner Augenblick, als er in Kronstadt und in Petersburg die Marschallaise über sich ergehen lassen mußte. Seine Ahnung, daß damit die Revolution ihren Einzug in Rußland gehalten hatte, war nur zu richtig. Aber dem deutsch-österreichischen Bündnis und der Nichtverlängerung des deutsch-russischen Geheimvertrags gegenüber wollte er seinerseits ebenfalls nicht „isoliert“ bleiben. So ließ er sich zu dem Bündnis mit Frankreich bestimmen, obwohl er dieser Macht im Falle eines deutsch-russischen Krieges mit oder ohne Vertrag sicher gewesen wäre. Es war ihm dabei wohl vor allem um die diplomatische Bereitschaftsstellung, um das Gleichgewicht der Kräfte zu tun.

Das Schlagwort der „Isolierung“ hat durch Salisburys splendid isolation eine Bedeutung erhalten, die ihm im heutigen Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht kaum noch zukommt. Heute sind nicht mehr Heere zu schlagen, sondern Völker zu unterwerfen. Für England mochte dieses Schlagwort passen, weil es keine Land-armee hat und sich deshalb im gewissen Sinne isoliert fühlt, sobald es nicht über eine kontinentale Anlehnung verfügt, die ihm die nötige Landarmee stellt oder doch Englands etwaige Gegner in Schach hält. Für Deutschland, Frankreich, Rußland hat die Isolierung wesentlich einen diplomatisch dekorativen Sinn. Die großen Kontinentalmächte können gegeneinander nur noch Volkskriege führen, zu denen sie selbst einer Koalition gegenüber noch hinlänglich stark sind. Eine Ausnahme hierin machen vielleicht Österreich-Ungarn und Italien. Daraus ergibt sich für die habsburgische Monarchie das Bedürfnis, mit allen ihren Nachbarn in guten oder doch korrekten Verhältnissen zu leben, und Italien hat schon so viele „Anlehnungen“, daß ihm bis zu einer künftigen neuen Merikalisierung Frankreich kein Feind in Europa übrig bleibt, wenigstens kein kriegdrohender. Dadurch, daß der Dreibund siebenundzwanzig Jahre lang „Theorie“ geblieben ist, immer nur auf verhältnismäßig kurze Fristen geschlossen wurde und die beiden letzten Erneuerungen von italienischer Seite stark durch Rücksichten auf Frankreich beeinflusst worden sind, hat er in der Vorstellung der europäischen Völker fast nur noch eine Art antiquarischen Wert. Aber auch wenn man dem Dreibunde nur die passive Wirkung zuerkennen will, daß er Gegnerschaften zwischen den drei Verbündeten ausschließt, so ist er schon dadurch eine große politische Entlastung Europas. Das europäische Konfliktfeld, die Konfliktmöglichkeiten, sind damit ganz bedeutend eingeschränkt. Schon dieser eine Umstand verleiht dem Dreibunde, auch wenn er — wie vorauszusehen ist — niemals zu gemeinsamer Abwehr aufgeboden werden sollte, einen dauernden und hohen Wert. Die ganze geschichtliche Entwicklung Europas vermag dem, wenn man von der „Heiligen Allianz“ absteht, nichts ähnliches an die Seite zu stellen.

Jedoch so ganz ohne aktive praktische Bedeutung ist das Bündnis für die einzelnen Beteiligten doch nicht gewesen. Wir wollen nur andeuten, daß es durch das ihm innewohnende Gesetz der Schwere eine Anziehungskraft auf andre Nationen übt und z. B. Rumänien in seinen Bannkreis gezogen hat. Ohne das Bündnis mit Österreich würde es in Deutschland vielleicht doch eine nach Wien gravitierende und von dort beeinflusste katholische Richtung geben, in Österreich würden ohne das deutsche Bündnis die dortigen deutsch-nationalen Strömungen unvermeidlich eine Anlehnung an Deutschland anstreben. In dem Nationalitätenkampfe, dem der Kaiser

von Österreich gegenübersteht, gewährt ihm das Bündnis mit dem Deutschen Reiche einen festen Rückhalt und eine in einem gewissen Umkreise sturmfreie Stellung. Daher die Abneigung der Tschechen und Slawen gegen das Deutsche Reich. Wie die Verhältnisse zwischen Österreich und Italien ohne das Bündnis sein würden, bedarf keiner weitem Auseinandersetzung.

Italien endlich hat in dem Bunde Schutz gegen die aggressive Politik eines klerikalen Frankreichs, Bürgschaft gegen einen österreichischen Angriff und für seine Dynastie durch die enge Verbindung mit den beiden Kaiserhöfen einen festen monarchischen Rückhalt gegenüber den von Frankreich aus genährten republikanischen Tendenzen gewonnen. Nur Italiens Mitgliedschaft im Dreibunde hat es für Frankreich begehrenswert gemacht und erhalten. Auch ohne Bewährung auf dem Schlachtfelde ist somit der Dreibund für seine Teilnehmer in vieler Richtung eine Quelle des politischen Nutzens und — nicht zu vergessen — auch des wirtschaftlichen Gedeihens gewesen. Es liegt somit gar kein Grund vor, den Dreibund als eine Art politisches Paritätenstück zu betrachten, das man aller sechs Jahre neu aufpolstert, um die Zimmerwand damit zu schmücken. Er hat auch ohne kriegerische Betätigung für alle Beteiligten fortgesetzt eine sehr große und eingreifende Wichtigkeit — jedenfalls eine viel größere, als sie der Zweibund seinen beiden Teilnehmern zu bieten vermag. Davon ein andermal.

* * *

Die Londoner Morning Post hat auf die Ausführungen im Reichspegel des vorigen Festes der Grenzboten über die Bagdadbahn mit einer Wiederholung der alten Forderung geantwortet, daß England die Aufsicht über die Strecke von Bagdad bis zum Persischen Golf beanspruche, und daß Schwierigkeiten nur durch die Forderung einer deutschen Aufsicht „im Gegensatz zu einer britischen“ entstehen könnten. Wie die Morning Post hier zu einem „Gegensatz“ gelangt, ist nicht recht verständlich. Wenn Kapitalisten in einem fremden souveränen Lande eine Eisenbahn bauen, so ist es selbstverständlich, daß die administrative und die technische Aufsicht, die Aufsicht, die das Besizrecht repräsentiert, den Erbauern der Bahn zufällt, die landesherrliche und militärische Aufsicht ebenso selbstverständlich dem Souverän des Landes. Die Morning Post kann unmöglich verlangen, daß deutsche Kapitalisten in einer türkischen Provinz eine Eisenbahn erbauen, um deren wichtigstes Endstück nachher in britische Hände zu legen, von denen es abhängen würde, was der übrige Teil der Bahn wert sein soll. Fremde Kapitalisten — gleichviel ob deutsche, englische oder französische — bauen eine Eisenbahn in der Türkei doch nicht zum Vergnügen der Einwohner, sondern in der Absicht, durch Erschließung neuer Landesteile diese Gebiete wirtschaftlich zu heben und dadurch die Bahn ertragreich zu machen. Maßgebend für die Aufsicht wird deshalb auch bei der Bagdadbahn stets nur die Ertragsfähigkeit sein; England kann nicht verlangen, daß diese Ertragsfähigkeit einseitig britischen politischen Interessen untergeordnet werde. Man müßte da doch die Frage aufwerfen, welche Äquivalente von englischer Seite geboten werden. Die bloße Beteiligung britischen Kapitals, die von deutscher Seite als zulässig, unter Umständen als erwünscht, aber in keiner Weise als notwendig angesehen wird, reicht dazu nicht aus. Das von der Morning Post angerufne Beispiel der Marokkokonferenz paßt doch für diesen Fall ganz und gar nicht. Deutschland beabsichtigt nicht eine pénétration pacifique Mesopotamiens unter Ausschließung anderer Mächte und unter Nichtachtung bestehender Verträge, es will dort kein Gebiet erwerben, es hat nie daran gedacht, seine Autorität an die Stelle der des Sultans zu setzen. Es beabsichtigt im Gegenteil, die Autorität des Sultans und die Integrität der Türkei wirtschaftlich und politisch zu stärken. Man kann sich deshalb vielleicht die Möglichkeit denken, die Strecke Bagdad—Persischer Golf zu internationalisieren, d. h. unter internationale Aufsicht zu stellen, aber die Morning Post wird sich damit abfinden müssen, daß auch bei dieser internationalen

Aufsicht das Interesse der Besitzer der Bahnstrecke bis Bagdad überwiegen bleiben muß. Deutschland hat von sich aus keinen Grund zu einem Vorschlage, die letzte Strecke der Bagdadbahn unter internationale, geschweige denn unter britische Aufsicht zu stellen. Wenn die Morning Post die guten Beziehungen beider Länder davon abhängig macht, daß man in England die Überzeugung gewinne, „die britisch-deutschen Beziehungen könnten auf den Fuß gegenseitiger Achtung und Billigkeit gebracht werden“, so stimmen wir dem vollständig zu. Allerdings mit dem Bemerkten, daß wir einen Beweis der „Achtung und Billigkeit“ nicht in der brutalen Forderung der Unterordnung deutscher wirtschaftlicher unter britische politische Interessen zu finden vermögen. Jedem das Seine! Forderungen wie die der Morning Post können nur von Gegnern einer deutsch-britischen Verständigung ausgehen. Was würde die Morning Post dazu sagen, wenn die Schablone der Marokkokonferenz auf die gesamte expansive Politik Großbritanniens angewandt werden sollte, die dazu wohl unendlich mehr Anlaß böte als das rein wirtschaftliche, völlig unpolitische Unternehmen der Bagdadbahn? *g*

Undeutscher Fortschritt. Wenn ich „undeutsch“ sage, so komme ich damit auf ein altes Erbteil der Deutschen zu sprechen, auf ihre Nachahmungssucht. Es ist bekannt, daß in frühern Jahrhunderten die Franzosennachahmung weite Kreise unsers Volkes gefangen hielt, daß französische Sitten, Sittenlosigkeit, französische Prachtliebe und Ruhmredigkeit das deutsche Volk demoralisierten. Diese moralische Dekadenz hatte eine politische Dekadenz im Gefolge. Vor hundert Jahren war es, als sich schließlich westliche und südliche Stämme Deutschlands als Rheinbund vom alten Reiche lösteten und sich dem neu erstandnen Franzosenkaiser Napoleon angeschlossen. Diese Abplitterung weiter Gebiete versetzte dem alten Deutschen Reiche den Todesstoß. Man kann also sagen, daß Franzosennachahmung das alte Deutsche Reich zugrunde gerichtet hat.

Heute, hundert Jahre später, im neuen Reich, ist es eine andre Nachahmung, die ebenfalls weite Kreise des Volkes ergreift und ebenfalls große Gefahren für unsre Zukunft heraufführt: Nachahmung des Englischen.

Was ich meine, wird sogleich klar werden.

Der Spruch, der mir am bezeichnendsten englisches Wesen widerzuspiegeln scheint, ist: Time is money, Zeit ist Geld. Der Deutsche würde etwa sagen: Zeit ist Arbeitsmöglichkeit, Zeitverlust ist Kraftverlust — der Engländer sagt: Zeit ist Geld. Das Geld ist ihm die Hauptsache in allem seinem Streben. Demgemäß ist auch Englands ganze Politik von jeher eine reine Geldpolitik gewesen, und auch seine koloniale Ausbreitung hat nur dem Gelderwerb gedient und ist oft in eine Ausbeutungspolitik übergeschlagen. Dementsprechend ist auch Englands Geschichte eine reine Handelsgeschichte. Aber England ist durch diese Politik groß und mächtig geworden und ist heute noch unbestritten die erste Macht der Erde.

Gerade diese glänzenden Erfolge haben das deutsche Volk, als ihm durch Bismarck endlich die ersehnte Einigung gegeben worden war, dazu verlockt, es auf englischen Bahnen zu versuchen, auch eine solche Geldpolitik zu betreiben, um dadurch auch groß und mächtig zu werden. Wir stehn heute mitten in dieser Zeit englandnachahmender Erwerbspolitik. Aber ich meine, daß eines sich nicht für alle scheidt, und daß, wenn England durch reine Erwerbspolitik groß geworden ist, Deutschland auf diesem Wege nicht dasselbe für sich erhoffen kann. Dazu sind die Charakteranlagen beider Völker trotz aller Blutsverwandtschaft viel zu verschieden.

Der Engländer ist ein idealloser Mann, nüchtern, kalt, berechnend — der geborne Geschäftsmann.

Der Deutsche umgekehrt ist ein Mann der Ideale, er ist begeisterungsfähig und begeisterungsbedürftig und bedarf eines Berufs, für den er sich begeistern kann, wenn anders er mit ganzer Seele arbeiten will. Es ist aber von vornherein klar, daß der reine Gelderwerbsberuf nicht geeignet ist, den Deutschen zu voller Kraftentfaltung zu begeistern.

Wir bemerken darum auch, wenn wir näher zusehen, daß den ganzen, scheinbar so glänzenden Fortschritt unsrer Zeit eine tiefe Halbheit durchzieht. Diese Halbheit zeigt sich zunächst in einer deutlichen Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit deutscher Geldpolitik; und diese Kurzsichtigkeit zeigt sich am besten in der Stellung unsrer Kapitalistenkreise zu der weitausschauenden, von Bismarck überkommenen Politik der Regierung: ich meine deren Kolonial- und Flottenpolitik. Wenn die Regierung seit einigen Jahrzehnten Kolonien gründet und zu vermehren sucht, so kommen diese Kolonien doch gerade unsern industriellen und kommerziellen Kreisen zugute, da sie Bezugsquellen für Rohmaterialien und Absatzgebiete für heimische Produkte bieten. Und die Flotte dient doch eben dazu, unsre Handelsflotte zu schützen und von der Gnade des Auslandes unabhängig zu machen. Wir müßten also annehmen, daß ebenso wie in England auch bei uns die Geldpartei die Hauptstütze dieser Regierungspolitik sei. Aber das Gegenteil ist der Fall. Gerade diese Kreise bereiten der Regierung und ihrer großzügigen Politik die größten Schwierigkeiten, wie uns fast täglich ein Blick in die Parlamentsberichte lehren kann. Ich meine, daß nichts bezeichnender als diese Stellung die Halbheit unsrer anglistierenden Erwerbspolitik kennzeichnet. Daß aber diese fortwährenden Hemmungen der Regierungsbestrebungen bei dauerndem Erfolg schwere wirtschaftliche Gefahren herbeiführen und uns auf dem Weltmarkt andern Nationen gegenüber allmählich ins Hintertreffen rücken müssen, liegt auf der Hand.

Aber auch von einem andern Standpunkt aus kann man die Halbheit des heutigen deutschen Erwerbstrebens erkennen. Dem Deutschen nämlich ist der Gelderwerb niemals wie dem Engländer Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck. Er rafft schnell zusammen, um möglichst früh zu gntesen — das Geld ist ihm nur das Mittel, der Genuß der Zweck. Daher kommt es, daß zugleich mit anglistender Erwerbsucht eine Vergnügungssucht bei uns eingerissen ist, die — wenn wir Männern glauben wollen, die fremde Länder gesehen haben — bei uns größer ist als irgend anderswo.

Und diese Genußsucht würde vielleicht noch nicht so gefahrdrohend sein, wenn sie sich auf die geldbesitzenden Kreise beschränkte. Aber Genußsucht steckt an. Sie hat weite Kreise des Volkes und besonders gerade die untern Schichten ergriffen. Das zeigt sich am klarsten in der heute so bedrohlichen Erscheinung der Landflucht. Der kleine Mann vom Lande will nicht mehr seiner ererbten Beschäftigung nachgehen. Er zieht in die Stadt, um auch ein paar Groschen mehr zu verdienen und diese möglichst schnell in Genußmittel umzuzeigen. So bildet sich mehr und mehr ein vierter Stand heraus, das Proletariat der Städte, dessen Einheit in der gemeinsamen Anbetung des modernen goldnen Kalbes besteht. Daß dieser Zug der Zeit schwere moralische und schließlich auch physische Gefahren mit sich führen muß, ist ebenfalls klar.

Wir sehen also, wie der moderne Fortschritt schwere wirtschaftliche, moralische und physische Gefahren für den Einzelnen herbeiführt, die sich aus der mangelnden Anlage des Deutschen für eine der englischen ähnliche Politik ergeben.

Das allein schon verheißt schlimme Folgen für die Nation als Ganzes, auf die wir nun unsre Blicke lenken. Noch bedrohlicher erscheinen die Zukunftsaussichten der Nation, wenn wir die geographische Lage unsers Landes ins Auge fassen. Ich schneide hier die Frage der Wehrfähigkeit an. Es kann kühnlich behauptet werden, daß England niemals eine reine Geldpolitik großen Stils hätte durchführen können, wenn es nicht durch seine insulare Lage gegen Angriffe fremder Mächte einigermaßen gesichert wäre. Ganz anders Deutschland. Deutschland ist das „Herz“ Europas und als solches größtenteils von Landgrenzen umschlossen; ihm sind darum fremde Mächte unmittelbar benachbart. Es muß deshalb in ganz anderm Maße als England auf seine Wehrkraft bedacht sein. Es bedarf doppelter Rüstungen: einmal einer Flotte, wenn es den Plan einer Weltpolitik durchführen will, dann aber, und das ist immer das wichtigste, eines starken Landheeres. Und

noch in anderer Hinsicht ist seine Wehrnotwendigkeit eine doppelte. Es genügen nicht Geldopfer, wie sie der Engländer allein bringt, sondern ein großer Teil des Volkes muß auch persönlich für des Landes Wehrkraft eintreten, da nur auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht ein starkes Heer erwachsen kann. Um so bedrohlicher muß es da sein, wenn sich der Träger unsers kapitalistischen Fortschritts mehr und mehr eine Wehrverdroffenheit bemächtigt. Man will keine Geldopfer und erst recht keine persönlichen Opfer mehr bringen. Auch hiervon überzeugt uns fast täglich der Geschäftsgang unsrer Parlamente, wo allem, was mit Wehrevorlagen zusammenhängt, hartnäckiger Widerstand entgegengesetzt wird.

Aber auch diese Wehrverdroffenheit der Geldpartei wäre wiederum vielleicht nicht so gefährlich, wenn nicht auch sie auf die untern Schichten übergreife. Die sozialen Verschiebungen, die wir schon berührt haben, haben an Stelle eines besitzenden und darum staatserkhaltenden Bauernstandes ein nur an geringem beweglichem Besitz hängendes und darum staatsbedrohendes Proletariat der Städte geschaffen: die Sozialdemokratie. Diese Sozialdemokratie ist im innersten Kern ihres Wesens zugeständnermaßen international, sie hat an nationalen Fragen kein Interesse, sie setzt allen nationalen Bedürfnissen hartnäckigen Widerstand entgegen. Darum ist auch der Sozialismus ein Hauptfeind nationaler Wehrkraft. Mag der Sozialismus heute auch seine Macht überschätzen, und mögen ängstliche Gemüter geneigt sein, diese Überschätzung mitzumachen, so unterlegt es doch keinem Zweifel, daß in Zeiten ernstester kriegerischer Verwicklungen, wenn solche in späterer Zukunft wieder einmal unser Land bedrohen sollten, dieser internationale Pfahl im nationalen Fleische unsrer Wehrfähigkeit sehr gefährlich werden könnte. Die Sozialdemokratie ist also die Hauptfeindin unsrer so notwendigen nationalen Wehrkraft. Die Sozialdemokratie aber ist ihrem ganzen Wesen nach nur eine Frucht der angltifizierenden Geldsucht und der für uns daraus folgenden Genußsucht unsrer Zeit.

So ergeben sich aus undeutscher Nachahmung englischen Wesens schwere wirtschaftliche, moralische, physische und, besonders was die Wehrkraft anlangt, überhaupt allgemein nationale Gefahren, und wir sehen, daß der scheinbar so glänzende Fortschritt von heute tatsächlich ein Rückschritt ist. Und es kann auch nicht verschwiegen werden, daß unsre Parlamente gegen diesen undeutschen Geist der Zeit kein genügendes Bollwerk bilden. Auch hier überwiegen kurzfristige Parteiinteressen, und die allgemein nationalen Interessen werden allemal in den Hintergrund geschoben.

Um so dringender muß da, wenn auch unsre Parlamente versagen, die Frage lauten: Wie kann dem deutschen Volke aus diesen seine Zukunft schwer bedrohenden Gefahren Rettung werden?

Das „Wie“ an sich ist leicht beantwortet: dadurch, daß das deutsche Volk von der an und für sich schon unwürdigen Nachahmung fremden Wesens wieder abgewandt und zu Selbstbesinnung und dem daraus folgenden Selbstbewußtsein und der sich daraus ergebenden Beharrung im eignen Wesen erzogen wird. Durch Rückziehung also zur Betätigung eigener Art. Fragen wir Fremde, die Deutschland kennen gelernt haben, was sie am alten deutschen Wesen als eigne Art so sehr schätzen lernten, so nennen sie die Arbeitsfreudigkeit des Deutschen, seinen Trieb, die Arbeit zunächst um ihrer selbst willen und nicht nur im Hinblick auf den Gewinn zu verrichten. Zu diesem innern Kern seines Wesens, zur schlichten Kraftentfaltung ohne fortwährendes Hinschieln auf das Geld sollte der Deutsche zurückgezogen werden.

Diese Rückziehung würde von großer Folgewirkung für die gesamte Wirtschaftspolitik Deutschlands sein. Erstens für die innere Politik: indem der gefährliche Prozeß der Landflucht zum Stillstand gebracht werden würde, wenn nämlich auch der kleine Mann vom Lande zu dem Gedanken zurückgezogen würde, daß es auch für ihn hauptsächlich auf Kraftentfaltung ankommt. Dann würde er sich mit Recht sagen, daß er seine Kraft ebenso gut auf dem Lande wie in der Stadt betätigen kann, ja besser noch, da ihm auf dem Lande seine Gesundheit in ganz andern

Maße erhalten bleibt. Damit würde auch der Zuzug unterbunden werden, den die Sozialdemokratie fort und fort vom Lande her erhält, und so würde auch der Ausbreitung dieser Gefahr das wirksamste Bollwerk entgegengesetzt werden.

Nicht minder in der äußern Politik. Auch die koloniale Entfaltung der Nation würde in ganz anderer Weise vorwärtsschreiten, wenn auch hier die Frage maßgebend würde: Bietet koloniale Ausbreitung der Nation Kraftentfaltung? worauf nur mit Ja geantwortet werden könnte. Dann erst würden die Hemmnisse, die sich aus dem fortwährenden Markten und dem Nichterwartenkönnen der Erträge ergeben, wirksam beseitigt werden.

Ich meine, das deutsche Volk müßte sich immer ein Beispiel aus der alten Geschichte vor Augen halten. Auch da standen sich einmal ein England und ein Deutschland von ebenso verschiedenem Charakter gegenüber: Karthago und Rom. Und das alte Rom der Kraft- und Machtpolitik hat das Karthago der Geldpolitik schließlich besiegt und sich zur ersten Macht der Erde emporgeschwungen. Wir können also mit historischer Anspielung sagen: Das deutsche Volk müßte von dem Scheinfortschritt der undeutschen karthagisch-englischen Geldpolitik zu der altrömisch-deutschen Kraft- und Machtpolitik zurückgezogen werden. Nur so kann es eine wirklich große Weltpolitik treiben, nur so hoffen, vielleicht einmal das tonangebende Volk unter den Völkern der Erde zu werden.

Wie aber, fragen wir weiter, soll diese schwierige Rückziehung der Nation zur Beharrung in eigener Art bewirkt werden?

Auf den Einfluß privater Persönlichkeiten, auch wenn sie noch so überragenden Geistes sind, kann man nicht mit Sicherheit rechnen. Denn Privatmänner können nur durch Wort und Schrift wirken; die Wirkung von Wort und Schrift aber ist immer sehr unsicher.

So bleibt nur die Hoffnung auf staatliche Einrichtungen. Sehr aussichtsreich ist da der Weg durch die deutsche Schule. Wenn die deutsche Schule jeder Schattierung so wie bisher und noch mehr als bisher die Jugend zu dem Gedanken erzieht, daß Tätigkeit, Ausbildung der eignen Anlagen allemal das vornehmste Ziel im Leben, Gelderwerb immer erst das zweite oder das fernere Ziel ist, dann können wir hoffen, daß die kommende Generation den großen Aufgaben der Weltpolitik, der Erbschaft Bismarcks, mit mehr Verständnis gegenüberstehn wird als die Gegenwart. Hierin liegt die große nationale Bedeutung des deutschen Erziehers.

Freilich nur für die kommende Generation. Auf die jetzt im Leben stehende Generation hat die Schule keinen Einfluß. Soll den drohenden Gefahren, die der Anglizismus mit sich führt, schon in der jetzigen Generation gesteuert werden, so bleibt uns nur auf eine staatliche Gewalt die Hoffnung: auf die Regierung selbst. Sache der Regierung ist es, den Gedanken einer Kraft- und Machtpolitik ruhig weiter zu verfolgen und so die Nation allmählich mit sich zu ziehn. Und wenn sich nur erst die Erfolge handgreiflicher zeigen werden, wird auch die Nachfolge des Volkes auf diesem Wege nicht fehlen, wie ja immer der Starke und Erfolgreiche einen magnetischen Einfluß auszuüben pflegt.

Und ich meine, daß die deutsche Regierung in besonderm Maße befähigt ist, eine solche Erziehung durchzuführen, weil sie sich um den Monarchen als den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht konzentriert. Sie ist in ganz anderer Weise wie etwa eine republikanische Regierung in der Lage, unbekümmert um die Augenblicksgunst der Masse und um die Zufallsmajoritäten der Parlamente einen Gedanken folgerichtig und unerschütterlich zum Siege zu führen, wie es der Gedanke der Rückziehung der Nation zu deutscher Kraft- und Machtpolitik ist.

Wir kommen somit zu einem überraschenden Ergebnis. Wie der undeutsche karthagisch-englische Scheinfortschritt der Geldpolitik von heute und morgen seine Stütze leider in den Parlamenten findet, beruht die Hoffnung auf einen echten Fortschritt im Sinne altrömisch-deutscher Kraft- und Machtpolitik zum besten Teil in der Monarchie.

G. H. f.

Kultur der alten Kelten und Germanen. Georg Grupp, Fürstlich Öttingenscher Bibliothekar in Mauthing (Bayrisch-Schwaben), hat vor kurzem die „Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit“ in zwei umfangreichen Bänden populär dargestellt. Auf knappem Raume bietet er nun in einem neuen Werke: Kultur der alten Kelten und Germanen (Mit einem Rückblick auf die Urgeschichte. XII und 319 Seiten. München 1905, Allgemeine Verlagsgesellschaft) eine Schilderung der Kulturverhältnisse der beiden Völker. Es ist als ein glücklicher Gedanke zu bezeichnen, daß hier — wohl zum erstenmal — die Kulturwelten dieser beiden Völkergruppen im Rahmen einer Darstellung zur Anschauung gebracht werden, denn der Vergleich zwischen beiden, der dadurch überall nahegelegt wird, zeigt das Gemeinsame wie das Trennende mit wünschenswerter Deutlichkeit.

In geschickter Gruppierung wird die Kultur der Kelten in dreizehn, dann die der Germanen in zwölf Einzelkapiteln besprochen. Eingeleitet werden diese beiden Hauptabschnitte durch einen Rückblick auf die „Jäger- und Hirtenvölker der Steinzeit“ und durch einen Abschnitt über die Kultur der Indogermanen.

Das Verzeichnis der benutzten Literatur und vor allem die zahlreichen Anmerkungen unter dem Text bezeugen die wissenschaftliche Gründlichkeit der Darstellung und verraten eine ausgebreitete Belesenheit des Verfassers besonders in den antiken Autoren, deren Zeugnisse er im allgemeinen höher zu bewerten geneigt ist als die Ergebnisse der prähistorischen Forschung.

Das Streben nach wissenschaftlicher Zuverlässigkeit in allen Einzelheiten führt aber an manchen Stellen zu einem Übermaß von zusammenhanglos aneinander gereihten Einzelzügen, sodaß vielfach die Hauptlinien des Kulturbildes empfindlich zurücktreten; es ist deshalb fraglich, ob bei dieser etwas mangelhaften künstlerischen Ausprägung der Darstellungsform das fleißig gearbeitete Buch in den weiteren Kreisen der Gebildeten, für die es bestimmt ist, seine Leser befriedigen wird.

Als größtenteils verfehlt muß die Illustration bezeichnet werden. Die 165 Abbildungen sind vom Verfasser zwar mit Geschick aus größern illustrierten Werken und Zeitschriften ausgewählt, vom Verlag aber so reproduziert worden, daß sie zumeist nicht auf der Höhe dessen stehen, was heute in dieser Beziehung geleistet werden kann. Und doch wären, wo bei dem Fehlen oder der Vieldeutigkeit der schriftlichen Überlieferung die aus jenen Urzeiten erhaltenen Geräte und Kunstgegenstände eigentlich allein jene alten versunkenen Kulturen zur Anschauung bringen, gute Abbildungen dieser wichtigsten Zeugen besonders instruktiv gewesen.

Eduard von Hartmann ist am 5. Juni im fünfundsiebzigsten Lebensjahre verschieden. Wir haben seine ungemein fruchtbare Produktion in den Grenzboten seit beinahe zwanzig Jahren Schritt für Schritt verfolgt und ihn nach allen Seiten hin gewürdigt. Es bleibt uns nur übrig zu konstatieren, daß an ihm nicht bloß die Gelehrtenwelt einen unermüdlchen Forscher ersten Ranges, sondern auch das Vaterland einen Bürger verliert, der zeitlebens für ideale Lebensauffassung, ernste Ethik, deutsche Gesinnung und kräftige nationale Politik gekämpft hat. Auf sein letztes, erst vor wenig Wochen erschienenenes Werk: Das Problem des Lebens, kommen wir noch ausführlich zurück.

J.

